

Nr. 198 | Bydgoszcz / Bromberg, 31. August | 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(28. Fortsetzung) —— (Nachdruck verboten.)

„Die Menschen sind Raubtiere!" widerspricht Willy, selbst aufs höchste erregt, angesteckt von der bebenden Ergriffenheit des greisen Denkers.

„So müssen sie gebändigt werden!" brüllt German May. „Aber die Menschen sind auch Dulder! Sie sind nicht nur schlecht, sie sind auch gut! Fort mit den lasterhaften Trugschlüssen egoistischer Spekulation! Schluß mit dem unlogischen Trugschluß, die Maschinen seien Schuld an allem Übel der Welt! Nein, die Maschinen sind nicht schuld, die Köpfe sind schuld! Die lasterhaften Köpfe! Je mehr Maschinen wir haben, desto mehr arbeiten sie!"

„Desto mehr Arbeitslose schaffen sie!" redet Willy dazwischen und steigert dadurch das manische Fieber des erbitterten Alten.

„Desto mehr Schweiß nehmen sie den Menschen von den Stirnen", gellt die hohe Greisenstimme. „Nicht die Menschen sind mehr Sklaven, sondern die Maschinen sind es statt ihnen. Die Maschinen fühlen keine Ermüdung, keinen Schmerz. Aber die Maschinen arbeiten im tausendfachen Tempo der Menschen! Laßt sie doch im tausendfachen Tempo arbeiten! Je mehr sie säen, ernten, weben, bauen, formen, erzeugen, desto mehr ist da! Was wollt ihr denn mehr? Je mehr da ist, desto besser geht es der Menschheit, nicht desto schlechter! Fort mit den lasterhaften Trugschlüssen! Je mehr da ist, desto mehr kommt auf den einzelnen! Nicht desto weniger! Händlergeschlechter haben einmal den Überschuß verbrannt! Sie waren kurzsichtige Narren! Ihnen hat der Kant gefehlt! Gebt dem Menschen, was ihm die Maschinen mühelos schaffen, anstatt es ihm vorzuenthalten! Das ist die Zauberformel deutschen Geistes! Deutschen, kategorischen Imperativs! Die Zauberformel der Zukunft! Und dann? Bündnis aller Staaten mit allen Staaten! Fort mit der irrsinnigen Selbstmordmaschinerie der Menschheit! Weltabrüstung! Die Maschinen wollen Wohltäter sein, nicht Mörder, sie wollen schaffen, nicht zerstören! Das soll unsere Aufgabe der Zukunft sein, das soll unsere deutsche Aufgabe der Zukunft sein! Kant in jedem Herz! Nur ein Schritt trennt in dieser Minute eine Welt gesünder, schöner Menschen von einer Welt von Krüppeln, Schmerzendultern und Toten! Nur ein Gedanke liegt zwischen einer fröhlich blühenden Erde und einem unendlichen Totenhaus, vor dem uns schaudert! Narkotisiert die kategorische Stimme eures Ich, die heilige Pflicht, nicht mehr mit Egoismus! Sollte wirklich die Menschheit diesen einen Gedanken nicht zu Ende denken können? Sollte die Stunde des Rückschlages, des Unterganges schon da sein? Dann, Heimaterde, begrabe mich! Nimm mich auf!"

Erschüttert verstummt der dämonische Zwerg.

Über uns herrscht Finsternis und unheimliches Schweigen.

Schwarze Nebelfetzen gleiten an uns vorbei, senken sich auf uns herab, hüllen uns ein.

„Nacht des Grauens", flüstert Willy mit zuckenden Lippen. „Welche Zukunft lauert hinter diesen undurchdringlichen Schleiern? Wird uns morgen die Flammenröte einer wiederkehrenden Sonne wecken — oder die einer verbrennenden Welt?"

German May ist in seinem Laboratorium verschwunden.

Viktor und Willy sind bei mir.

„Einen Weg müßte es doch geben," versetzt Viktor sinnend, „Beweise gegen Sergis Natas zu finden!"

„Welchen, Viktor?"

„Lady Diana Gonzaga!"

„Er hat recht", stimmt Willy bei. „Daß wir das übersehen konnten! Sie muß dir doch sagen können, Fred, was sich bei Natas zugetragen hat, als sie den Plan des Attentates auf den Staatspräsidenten hörte. Frage sie, Fred! Frage sie direkt! Um alles, was sie weiß! Wenigstens wirst du Klarheit bekommen, wie sie zu dir steht und ob sie wieder lügt."

Ich muß Willy und Viktor recht geben.

„Wird Lady Diana ständig kontrolliert, Viktor?"

Viktor nickt schweigend ernst.

Ich weiß, auf seine Anordnungen können wir uns verlassen.

Viktor hat uns angemeldet.

Diana erhebt sich bei unserem Eintritt, geht mir entgegen. In diesem konstruktivistisch nüchternen Raum wirkt ihre Schönheit wie eine Vision.

„Fred!"

In der nächsten Sekunde erblickt sie Willy.

„Oh, auch Sie, Mister Willy Borch!"

„Lady Gonzaga, Fred hat ein Anliegen an Sie, eine Frage von höchster Bedeutung."

„Ich bin gespannt."

„Von deren uneingeschränkter Beantwortung für Fred sehr viel abhängt!"

„Bitte, Mister Fred," lächelt Diana mir zu, „fragen Sie! Wollen Sie eine psychoanalytische Beichte? Kommen Sie als gelehrter Seelenarzt zu mir?"

„Lady Diana! Ich brauche Ihre Hilfe! Darf ich vor Willy sprechen? Oder soll ich allein . . .?"

„Ich habe seit kurzem vor Mister Willy nicht mehr Geheimnisse wie vor mir selber", antwortet Diana mit einem Versuch, zu scherzen.

„Diana! Ist Ihr Gefühl gegen Natas wirklich so — noch immer so —, wie Sie es mir andeuteten? Hassen Sie ihn? Sagen Sie es mir noch einmal, Diana!"

„Ja!" ruft sie leidenschaftlich. „Bei meiner Seele, Fred, Natas ist der einzige Mensch auf der Welt, den ich hasse!"

„Sie sind ein Rätsel, Diana!"

Ihre prachtvollen Augen flammen auf.

„Stellen Sie mich auf die Probe, Fred!"

„Diana! Sagen Sie mir alles, was Sie vom Attentat auf den Staatspräsidenten wissen!"

Sie seufzt entmutigt.

„Es ist wenig genug. Ich wollte, ich hätte mehr zu sagen!"

Willys Blick senkt sich sekundenschnell in meinen, als wollte er sagen: Ich habe es ja erwartet!

„Und was wissen Sie zu sagen?“

Ihre langbewimperten Augen ruhen sinnend auf dem glitzernden Schmuck ihrer weißen, zarten Hände.

„Lassen Sie mich eine Sekunde nachprüfen, was ich weiß! Es ist vielleicht doch ein Ariadnefaden, den ich Ihnen für dieses Labyrinth reichen kann.“

Jetzt ist es an mir, Willys verstohlene Geste zurückzugeben. Meine Zuversicht zu Diana triumphiert über seine Skepsis.

„Da war erstens Jean“, spricht Diana nachdenklich.

„Der Mann, der unsere Logentür mit Starkstrom geladen hat.“

„Und den Natas erschossen hat.“

„Sind Sie auch dessen sicher, Diana, daß Natas es tat?“

„Ich habe es gesehen. Natas kam aus dem Flugzeug, Jean trat aus dem Landhaus, Natas schoß und stieg auf. Es ging alles blitzschnell.“

„Und was läßt sich daraus für uns folgern?“

„Warten Sie! — Da ist zweitens Gyula! Auch ein Pilot meines Freundes Natas. Der intimste Kollege des toten Jean, sein Gegenstück, sein Mitwisser. Die beiden waren es, die ich vom geplanten Attentat auf den Staatspräsidenten reden hörte. Durch einen Zufall. Reden hörte ist natürlich zu viel gesagt. Es waren nur Andeutungen, weniger als Andeutungen. Für meine Schlüsse nur ein Tausendstel von Gewißheit. Aber der Ausgang bewies, daß ich richtig kombiniert hatte. Nach Jean wird Gyula darankommen. Natas muß sich seiner Kreaturen wieder entledigen. Jetzt braucht er sie nicht mehr, sie werden ihm höchstens gefährlich. Finden Sie diesen Gyula! Er ist vielleicht der Beweis gegen Natas. Aber noch hält er zu Natas.“

„Dank, Lady Diana! Tausend Dank!“

„Noch etwas, Fred! Ich glaube, auch einen Weg zu Gyula zu wissen. Er soll eine Freundin haben — in der Mammut-Bar. — Sie heißt Yvette — Yvette Marlove. — Und wenn es wahr ist, daß das kleinste Übersehen die größten Folgen hat, so wird vielleicht der geniale Dämon Natas, der es unternimmt, eine Welt zu stürzen, selber darüber stürzen, daß ihm die Liebschaft seines Piloten entgangen ist.“

Wie ich unter der Tür zurückblicke, hat sich Diana in die Kissen des Diwans geworfen und das Gesicht in die Hände vergraben.

Weint sie?

Warum?

Spielt sie Komödie?

Es ist unmöglich, noch einmal zurückzukehren, jetzt entscheiden in der Hetzjagd Sekunden.

Viktor reicht uns ein Paket ins Auto.

„Was ist es, Viktor?“

„Für alle Fälle — Gasmasken!“

„Viktor hat recht“, bemerkt Willy. „Man sollte bis auf weiteres nicht mehr ohne sie ausgehen, auch nicht einmal in eine Bar — so wie man früher bei Regenwetter nicht ohne Überschuhe ausging.“

„Viktor,“ flüstert Willy zum Abschied, „Augen auf! Es scheint zwar, als hätten wir jetzt alle Ursache, Lady Gonzaga in unserem Haus voll zu vertrauen Aber wir sind schon zu oft enttäuscht worden. Hast du wirklich verläßliche Burschen zur Hand?“

Viktor nickt.

„Und genug, Viktor?“

„Genug!“

Willy verlöscht die Innenlichter des Wagens.

„Dann los ins Rennen! Noch ist Zeit!“

Aber ein dunkler Schatten sitzt zwischen uns. Unter seinem gespenstischen Einfluß scheinen Willys letzte Worte sich drohend umzustellen:

Ist noch Zeit?

Während unser Wagen durch die Straßen schießt, beugt sich Willy zu mir:

„Fred! War Lady Diana aufrichtig?“

„Die Mammut-Bar wird es erweisen.“

Der grandiose Vergnügungspalast unserer Weltstadt ist erfüllt von Besuchern aus allen Kontinenten, überfüllt. Trotz aller Schreckenssensationen und Aufregungen, die in diesen Stunden die Welt erschüttern — oder vielleicht auch gerade wegen ihnen.

„Unsere besten Leute sind herbeordert“, flüstert mir Willy zu. „In sieben Sälen sind Tische oder Logen von ihnen und ihren ‚Damen‘ besetzt. An einem werden wir aller Voraussicht nach Gyulas Tänzerin kennenlernen. Hoffen wir, auch ihn selbst!“

„Und wie denkst du dir das Weitere?“

„Überall, wohin uns die Verfolgung von Spuren führen mag, werden uns unauffällig unsere Truppen zur Verfügung stehen. Sie haben zugleich ständige Fernverbindung mit unserem Hause.“

„Gut!“

Wir sind, vom Gedränge geschoben, in den großen Ballettsaal gelangt.

Das Haus der Mammut-Bar ist ein Wunderwerk erfindungsreicher Architekturgehirne.

Turmhohe Portale, Wölbungen von unerhörtem Ausmaß geben Durchblicke durch Reihen von Sälen, die in märchenhafter Pracht erglitzern. Spiegelnde Glaswände, Säulen, Fliesen aus buntem, poliertem Marmor, gleißendes Gold, tausendflammige Kristallüster, Gobelins aus Edelmetall, von phantastischen Dimensionen, Fontänen, Lichtkünste fesseln den Blick, wohin er sich wendet.

Dazu ein Strom der wundervollsten Frauen, eine Flut von Tänzerinnen, ein Meer von edlen Körpern und bezaubernden Gesichtern, von berauschenden Kostümen und jugendschönen, nackten Gliedern.

„Sieh dorthin,“ sagt Willy „— ein schäkernder Lebegreis, künstlich verjüngt! Scheußlich!“

In einem Schwarm juwelengeschmückter Koketten, deren jede den Stolz und die Anmut einer Märchenkönigin zeigt, bewegt sich ein buckliger Krüppel. Kohlschwarzes Haar überschattet ein faltiges, geschminktes, lasterhaftes Gesicht. Dunkle Brillen scheinen alte, halberblindete Augen schützen zu müssen.

Er lacht, lacht, lacht, begeistert von seiner entzückenden Begleitung — und seine Begleitung zeigt sich begeistert von ihm, oder vermutlich von dem Gold, mit dem er um sich werfen mag.

„Einen Augenblick, Fred! Warte hier!“

Willy schlüpft durch das Gewühl in die Nähe der absonderlichen Gruppe.

Zurückgekehrt spricht er leise neben meinem Ohr:

„Es ist German May! Verwandelt! Er geht offenbar auf dieselbe Jagd wie wir.“

„Müssen wir ihn nicht sofort beschützen? Er spielt doch hier mit seinem Tode!“

„Genau wie wir!“ nickt Willy ernst. „Wissen wir, ob wir uns selber beschützen können? Jetzt verstehe ich, warum German May soeben noch ins ‚Universale-Haus‘ seine alten Assistenten kommen ließ. Er hat ihnen wahrscheinlich die letzten Geheimnisse seiner Erfindung übergeben für den Fall, daß er im Kampf erliegt. Auch er rechnet mit allen Möglichkeiten, gleich uns.“

„Sollten wir ihn nicht nach Hause schicken?“

„German läßt sich nicht nach Hause schicken. Ich glaube, er läßt sich durch nichts von seinem Endkampf abbringen. Vielleicht ist es auch gut so. Je mehr Jäger, desto schlimmer für das Wild!“

Vor einer Bühne liegt das weite gläserne Parkett, luminös umrandet von farbigen Marmorstufen.

Es erstrahlt von innen wie mondblau lauchtendes Gletschereis.

„Dort drüben . . .,“ haucht Willy, „. . . unerhört! Dort sitzt ja . . . — das ist doch stark!“

„Wo?“

„Dort! . . . Sergis Natas! . . . Oder — ist es ein Mensch in seiner Maske?“

In der Tat — dort sitzt Natas!

Wir treten hinter eine Säule.

„Glaubst du, daß er uns gesehen hat?“

Willy zuckt die Achseln.

„Ich glaube, er erwartet uns.“

„Er rechnet mit der Entscheidung — hier?“

„Ja. Er hat irgendwie gewittert, daß wir hierherkommen — und ist uns zuvorgekommen.“

„Hat Diana vielleicht in seinem Auftrage uns auf Gyula und Yvette Marlove gehetzt?“

„Möglich!“

„Oder — weiß er, daß sich hier für alle Fälle Spuren finden lassen, die zu seinen Verbrechen führen? Und will er uns überwachen?"

„Jagen!"

Aus Grotten hinter dem strahlenden gläsernen See tanzen jetzt seltsame Wundervögel hervor, große Pfauen mit Mädchenleibern und süßen Gesichtern, Goldfasanen, Paradiesvögel.

Das Ballett beginnt.

Synkopierte, leidenschaftliche Tanzmusik braust blutaufpeitschend durch die Hallen, wechselt mit sehnsüchtiger Lockung.

(Fortsetzung folgt.)

Pilzmärchen im grünen Walde.

Von R. Thassilo Graf von Schlieben.

Der Sagenkreis, der alles, was im Walde lebt und webt — Tier wie Pflanze —, mit seinen feinen Fäden umspinnt, erstreckt sich nicht zum wenigsten auf die Pilze oder Schwämme. Diese sonderbarsten aller vegetativen Gebilde — dieser Kinder der Finsternis — schienen dem Volksglauben nach in engster Verbindung mit Gnomen und Elfen zu stehen. In den ältesten Zeiten brachte man ihr plötzliches Erscheinen und ihre oft prachtvolle Färbung mit Erd- oder Luftgeistern in Verbindung. Römische Schriftsteller schoben die Entstehung einzelner Pilzarten dem Donnergott zu; wenn der Blitz in die Erde schlägt, so entstünden Pilze — Pilznester, deren plötzliches Auftauchen sie sich nur auf diese Weise erklären zu können meinten. Diese Pilznester und die sich oft kreisförmig erweiternden Ringe, in denen mehrere Pilzsorten auftreten, hielt der Aberglaube für Zauber- oder Hexenringe.

Die schattigen feuchten Plätze, die sich die Schwämme zu ihrem Lieblingsaufenthaltsort erwählen, da sie kein Chlorophyll brauchen, waren ganz dazu angetan, den Sagenkreis zu vergrößern, weil sie dem Aberglauben durch ihr geheimnisvolles Dunkel noch mehr Vorschub leisteten.

Nach einer anderen älteren Ansicht heißen die Pilze „Kinder der Götter", weil sie ohne Samen wachsen und die Wissenschaft damals noch nicht genug vorgedrungen war, um ihrem Ursprung auf die Spur zu kommen. Es ist nicht verwunderlich, daß man diese aparten, oft reizvoll feinen, schön gefärbten Gebilde, die so grundverschieden von allen anderen Erscheinungen vegetativer Art sind, mit sagenhaften Schleiern umgab. Ist es doch das Recht der Mythe: überall da einzusetzen, wo der Verstand sich keinen Rat mehr weiß. Und wie zähe der Volksglaube an solchen Mythen hängt und wie der romantische Hauch, den weite Schichten der Bevölkerung noch heute lieben, schwer zu zerstören ist, weiß man genugsam aus Tausenden von Beispielen.

Und doch ist der Pilz ein eben solch natürliches Gebilde wie alle anderen Kinder der Natur. Er setzt sich wie alle Sporen- oder Zellpflanzen durch feinkörnige, ausbildungsfähige Sporen fort und unterscheidet sich eben dadurch von den Samenpflanzen. Diese Sporen sind von sehr einfachem Bau, von äußerster Kleinheit und sehr geringem Gewicht, aber voll großer Lebenszähigkeit.

Keimt eine Pilzpore, so wächst sie sich zu einem langen zylindrischen Schlauch, einem Pilzfaden, einer „Hyphe' aus, die sich in Zellen teilt und eine strahlige Verästelung hervorbringt. Diese feinen Pilzverzweigungen sind imstande, in die festesten Körper einzudringen und sich wie alle Parasiten daraus ihren Nährstoff zu holen. Bei ihrer riesigen Keimfähigkeit sind solche Pilze imstande, ganze Flächen zu überwuchern. Und obwohl der kaum dem Boden entsprossene Pilz den mannigfachsten Gefahren ausgesetzt ist, so scheint seine Lebenskraft doch so groß, daß er sich, von einem Platz verdrängt, schnell einen anderen Nährboden sucht. Selbst die große Menge von Fliegen, Käfern und Schnecken, die ihre Eier in den Pilz ablegen und deren Maden einen großen Teil seines Fleisches zerstören, können ihn kaum in seiner Verbreitung hindern.

Daß der Pilz ein gutes, gesundes Nahrungsmittel darstellt, ist bekannt. Allerdings immer noch nicht genügsam, und so geschieht es, daß alljährlich Millionen dieser wohlschmeckenden, nahrhaften Pilze ohne Nutzen zu bringen, im Walde verderben.

Nun liegt ja häufig das Vorurteil gegen die Pilzkost mehr oder weniger daran, daß man sich vor den giftigen scheut — und nicht mit Unrecht. Man sollte unbekannte Pilzsorten niemals zu essen versuchen, bevor man sich nicht mit Sicherheit von ihrer Unschädlichkeit überzeugt hat.

Viele Leute huldigen allerdings der Ansicht, daß ein schwärzlich angelaufener silberner Löffel oder eine gebräunte Zwiebel oder braunes Eiweiß ein sicheres Zeichen für die Giftigkeit der Pilzspeise bilden. Nun ist aber nicht das Gift allein imstande, den Löffel braun zu färben, sondern ungiftige, alte, in Fäulnis übergegangene Pilze können diese Färbung gleichfalls hervorbringen, während wirklich giftige Pilze oft diese Färbung nicht bewirken. Es ist sehr schwer, allgemein gültige Kennzeichen für eßbare und schädliche Pilze aufzustellen. Am sichersten ist noch ein Verfahren der Russen: die Pilze in mit Essig vermischtem Wasser abzukochen, eine Vorsichtsmaßregel, die wenigstens den größten Teil des etwaigen Giftstoffes zerstört. Die Farbe der Pilze liefert nun schon gar keinen Anhaltspunkt für Giftfreiheit; im allgemeinen kann man gerade die am schönsten ausschauenden Pilze für die gifthaltigsten nehmen. Die meisten eßbaren Pilze stecken nämlich in einem mehr oder weniger unscheinbaren Kleid. —

Aber, ob nun giftig oder giftfrei — anmutig ist der Anblick dieser merkwürdigen Gebilde immer. Im grünen Walde wirken sie wie ein Volksmärchen aus uralter Zeit. Und zahlreiche Dichter haben die wunderlichen, kleinen Geschöpfe verherrlicht, Legenden daraus gesponnen, fröhliche und ernste Phantasien daran geknüpft. Wer kennt nicht das drollige Verschen von dem „Männlein im Walde", das so tapfer, unentwegt auf einem Bein steht, allen Gefahren trotzend? Selbstverständlich spielen in allen Pilz-Liedern und Pilzmärchen die holdseligen Elfchen und die drolligen Gnomen ein große Rolle. Und vielfach suchen die Poeten Erklärungen für die seltsame Gestaltung der Pilze.

Rudolf G. Binding:

August

Ernster August! Versengst du
mit dörrenden Stürmen die Liebe?
Brechen Wellen des Meers
ein in die Müde der Augen?

Zittert das Licht aus zu hoher
Wölbung des Äthers?
oder wehrt sich das Herz
übermächtiger Glut?

Nun sind die Felder geleert.
Die Wälder verdunkeln.
Lichter, süßer und liebender
hat uns der Mai einst umarmt.

Wehre dich, Herz!
Sammle das Süße in dir.
Sammle es heimlich zum Süßesten.

Jetzt reift die süßeste blutend —
reift die Brombeere
unter dem Dornengerank.

Aus dem neuen Sammelband der Gedichte Rudolf G. Bindings
(Rütten & Loening Verlag)

Ein ganzes Buch könnte man über diese oft auf alten Volkssagen beruhenden Erklärungen schreiben. Für heute mögen ein paar allerliebste Strophen genügen, die nicht nur ein Märchenball im Zauberberg von Diamanten schildern, sondern auch gleichzeitig dem Erscheinen der Pilze eine vergnügliche Erklärung zu geben versuchen: „Im Zauberberge von Diamant drehen und wiegen sich Hand in Hand, Zwerge und Elflein im Kreise und wispern leise. Um Mitternacht huschen sie sacht zurück zum Wald. Wenn Regen fällt, Zwerglein über sein Elfchen ein Schirmlein hält von selt'ner Art — darunter ist's gut verwahrt! Und dankt und knickst es nach Gebühr, so pflanzt er das Schirmlein vor seine Tür."

Was bleibt von Teresa?

Ein Erlebnis von Eva Weidemann.

Uschi und ich verbrachten den Sommer in Süditalien auf der Insel Ischia. Uschi malte: blauen Himmel und blaues Meer, die ineinander geschachtelten Würfel der italienischen Bauernhäuser, und vor allem die riesigen Frachtboote, die zwischen Sizilien und dem Festland hin- und herfahren und die mit ihren vielen farbigen Segeln phantastischen Seeräuberfahrzeugen gleichen. Ich hinwieder schrieb über die bunten Segelboote, über den blauen Himmel und über das glitzernde Meer. Uschi und ich zeigten uns gegenseitig unsere Erzeugnisse, und wir vertrugen uns ausgezeichnet.

Wir wohnten in Porto d'Ischia in einem Bauernhause, das auf einem Hügel stand. Auf der einen Seite hatten wir die Aussicht auf den kleinen kreisrunden Hafen, darin die abenteuerlichen Segelschiffe verankert waren, die andere Seite gab den Blick auf das offene Meer. Dort hinaus lag unser Strand. „Unser" Strand, denn wir badeten dort fast immer allein. Die Kurgäste von Ischia pflegten sich am großen, gemeinsamen Badestrand zu versammeln.

Unser Strand war ideal. Etwa 200 Meter lang und 30 Meter breit, war er durch hochsteigende Erdmauern geschützt, wie ein Raum abgegrenzt und hatte feinen, weichen Sand. Der Weg führte von unserer Wohnung aus sanft bergab durch die herrlichsten Weinberge, die ich je gesehen habe. In baumhohen Spalieren ist dort der Wein gezogen, Pfähle und Bambusstangen stützen die leichten Ranken, an denen die schweren Trauben hängen. Es ist kein Garten mehr, es ist ein Wald von Wein.

Einmal, als wir in unserer Sandkule lagen und uns von der Sonne braten ließen, hob Uschi schnuppernd die Nase und machte eine Falte auf der Stirn.

„Ja", sagte ich, „ich habe es auch schon gerochen."

Wir sahen uns um und suchten beide den Strand ab, konnten aber die Ursache des sonderbaren Geruchs nicht entdecken. Ein Geruch war es übrigens noch nicht, es war nur die Ahnung eines Geruches.

Am nächsten Tage war der Geruch schon ausgesprochen unangenehm. Und am Tage darauf hob Katharin, unsere Wirtin, die uns das Frühstück brachte, die Nase in die Luft, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln, als ob sie sich entschuldigen müßte. Wirklich war der Geruch nun schon hier oben in unserer Wohnung zu spüren.

„Pfui", sagte Uschi. Ich nickte. Wir waren verstimmt. Der reine Durakkord südlicher Landschaft, der uns vibrierend umklang, war durch einen trüben Mißton gestört.

Später, am Strande, rief und winkte mir Uschi aufgeregt zu aus dem Wasser. Ich schwamm zu ihr hinüber. Sie steuerte um den Vorsprung herum, der unseren Strand beschützte und bog in die anschließende Bucht. Dort wandte sie sich und deutete mit ekelverzerrtem Gesicht auf eine überdachte Erdhöhle am Ufer. Das Wasser war sehr bewegt, glitzerte und glimmerte; ich mußte erst genau hinsehen. Dann rieb ich mir die Augen und blickte noch einmal hin; denn in der dunklen Höhle, von den Wellen freundlich umspielt und von weißem Schaumgekräusel zierlich umbrandet, lag etwas. Erst nach und nach erkannte ich, daß es der gedunsene Leib eines Tieres, ein Pferdeleib war.

„So eine Schweinerei", schimpfte Uschi, als wir wieder am Ufer waren. Ich schüttelte mich.

Empört erzählten wir den Fall unserer Wirtin. Die wiegte bedächtig den Kopf. Wie konnte man wissen, wer das Pferd in die Höhle geschafft hatte? Und wer sollte sich wohl finden, den Kadaver wieder fortzubringen?

Wir gingen zum Municipio und beschwerten uns. Der Polizeibeamte riet uns dringend, lieber am großen, gemeinsamen Strand zu baden, wo solche Dinge nicht vorkämen.

Wir wagten uns tagelang nicht mehr hinunter. Die Luft war bereits bis herauf zu unserer Wohnung übelkeiterregend. Wir bedrängten den Polizeibeamten, der jedesmal sehr wichtig und eifrig tat. Jedoch das Pferd blieb liegen.

Alles war uns vergällt: unsere Wohnung, der liebliche Weg zum Ufer, unser schöner, einsamer Strand. Wir befanden uns beide in äußerst gereizter Stimmung.

Da fiel uns ein, einen Offizier des Fascio aufzusuchen.

Der Italiener ist schon an und für sich äußerst höflich zu jedem weiblichen Wesen, mag es nun jung oder alt, schön oder häßlich sein. Dieser junge Faszist jedoch war von einer bestrickenden Ritterlichkeit. Er zeigte über unsere Klage heftigstes Erschrecken. Er rang die Hände und bemitleidete uns aufs tiefste, solche Unannehmlichkeit erduldet haben zu müssen, und versprach sofortige Abhilfe.

„An wen könnte man sich denn nun noch wenden?" überlegte Uschi, als wir wieder draußen waren.

„Ich wende mich an niemand mehr", entgegnete ich resigniert, „wenn morgen noch nichts geschehen ist, reise ich eben ab."

Am nächsten Morgen jedoch war die Luft rein! Wir konnten wieder atmen, gern atmen. Wir überzeugten uns, daß das tote Pferd verschwunden war. Wir lagen am Strand und freuten uns.

Wo mag das Pferd begraben sein? — Sie werden es hinausgerudert und mit Steinen beschwert ins Meer versenkt haben. So macht man es hier, um sich die Arbeit des Eingrabens zu sparen.

„Vielleicht war das Pferd eine Stute und hieß Teresa", sagte Uschi nachdenklich, „vielleicht fraß es Zucker aus der Hand und legte einem, wenn man es streichelte, zärtlich den Kopf auf die Schulter. Vielleicht hat Teresa auch kleine Fohlen zur Welt gebracht. Und am Ende wirft man sie hin wie einen Dreck, anstatt sie ehrlich zu begraben oder meinetwegen auch ins Meer zu versenken. Und die arme Teresa muß die Luft verpesten und hat uns acht Ferientage verdorben."

„Und jetzt fressen die Fische ihr Fleisch", setzte ich Uschis Betrachtung fort, „und die paar armseligen Knochen auf dem Meeresgrunde sind alles, was von Teresa noch übrigbleibt!"

Uschi sprang auf und reckte sich in sprühender, gespannter Jugenkraft, voll Widerspruch gegen die Vergänglichkeit irdischen Daseins. „Ich habe ein herrliches Bild von Teresa im Kopf", sagte sie, „das muß heute noch auf der Leinwand sitzen."

Und dann gingen wir fröhlich durch unseren schönen Weinwald zum Mittagessen hinauf.





Wie Vater sich mit Hilfe einer Schachtel Reisszwecken Ruhe zum Lesen der Abendzeitung erzwang.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.